

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 3

Artikel: Forza, Forza!
Autor: D.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Forza, Forza!

Jeder, der einmal auf seinem Rad die Welt durchhaute, weiß um Augenblicke des größten Glückes und um Minuten tiefster Niedergeschlagenheit. Glühende Sonne! Sogar die gefühllos langweilige Landstraße zwischen Bellinzona und Locarno scheint zu schwitzen, so daß die Fahrzeuge an den klebrigen Leermassen hängen bleiben. Ein gemütlicher, dicker Tessiner schlendert vergnügt in der südlichen Hitze herum. Beinahe stolpert er über drei Mädchen, die erschöpft und ganz verstaubt am Straßenrand kauern. Die eine der drei rafft sich auf, um ihren Riesenrucksack mit ihrer allerletzten Kraft auf den Gepäckträger zu zwingen. Da regt sich das mitleidige Herz des Tessiners, mit gut-



Trauben lesen

mütigem Schmunzeln geht er auf sie zu und mit den Worten: „Oh Sie armer Beladen Sie!“ greift er kräftig mit an. Ein mitfühlendes Wort hilft oft über Schwierigkeiten weiter, und wie er nun noch gar in tiefem Baktone Forza, Forza ruft, lachen wir alle drei auch schon wieder und nehmen den Kampf mit der heißen Landstraße noch einmal auf.

Wie jauchzen wir auf, als uns plötzlich der freudig blaue, siebliche See mit seinen reizenden Ufern, den waldigen Hügeln, die sich mit ihren neugierigen Nasen bis ins Wasser vordrängen, entgegen lacht. Da, wo der Wein an grünen Hängen emporklettert, gucken schlanke Kirchtürme von altersgrauen Häuschen umringt, hervor.

Endlich leuchten uns weiße Buchstaben auf dunkelm Schild entgegen: Minusio, unser Reiseziel! Forza, Forza ruft es in uns, und im Nu sind wir in der Jugendherberge: So reizend liegt sie mitten im Grün, umgeben und umwachsen von Reben, ein echtes Tessinerhäuschen.

Begeistert sind wir von der sauberen Küche, von dem hellen Mädchenschlafraum, von dem gemütlichen Lesezimmer, besonders aber von der bunt bemalten Laube, die wir zum Lieblingsplatz erkoren haben.

Wie freuen wir uns, hier Spaghetti nach echt italienischer Art in den hungrigen Mund zu jonglieren! Auch das jugendliche Herbergsmüeti mit seinem braunen Lockenschopf haben wir bald in unser Herz geschlossen. Heute Abend wollen wir nicht knausern, wir wollen nach Herzenslust „baröneln“. Wir suchen die engen dunkeln Gäßchen auf, denn wir wollen in einem echt tessinischen Krämerladen einkaufen. Wir haben Glück, es riecht nur zu tessinisch. So klein der Laden ist, hier kann man haben, was das Herz begehrt. Jede bemächtigt sich eines großen Stückes Panetone, der zwar alt, aber billig ist; auch ein paar Eier, die uns so einladend angucken, können wir uns nicht ver sagen, und zuletzt werden noch Zoccolis anprobiert. Die Verkäuferin ruft

uns in die Nacht nach, wir sollen die Eier ja nicht austrinken. Aber auch diese verdächtige Ermahnung trübt unsere gute Laune nicht. Um das Spaghettimahl noch üppiger zu gestalten, schlage ich unter andächtigem Zuschauen der andern Herbergbewohner die Eier mit Eleganz in die heiße Butter auf. Atemlose Stille! Doch welch Entsetzen. Anstatt einem Spiegelei, schwimmt ein winziges Poulet im Pfännchen, dem ein echt tessinischer Duft entweicht! Auch die andern Eier waren zu meiner Blamage bewohnt. Trotzdem können uns die Spötter und Neider den Appetit nicht vertreiben.

Ein Blick durchs Fenster, ein klarer Morgenhimmel! Kinder, wir wollen winzern gehn! „Wo, du hast ja keinen Reiberg!“ Ach, die ewigen Pessimisten, das wird sich schon machen.

Vergnügt klappern wir in unsern Zoccolis durch die engen Gäßchen zu den ersten Reibergen hinauf. Immer wieder grüßt der neblig schimmernde See zu uns herauf. Je höher wir steigen, umso mehr geraten wir in Entzückung.

Aus fatgrünen, schon gelbwerden Pergolas funkeln und leuchten uns dunkelblaue, taunasse Trauben entgegen. Goldgelbe, schwere Maiskolben sind an den grauen Hausmauern aufgestapelt, verführerisch blinzeln uns die Trauben an, doch wir haben es nicht nötig zu stibigen. Bald reicht uns eine schöne Winzerin, deren Beeren wir bewundern, eine besonders schöne Dolde, bald zeigt uns ein froher Winzer freudig seine Ernte und bietet uns davon an. Vielleicht sehen wir auch etwas armselig und lumpig aus, daß die Leute so freigebig sind. Aber lieber als nur essen und zuschauen möchten wir selber mithelfen.

Ein stolzer Tessiner mit dunkelblauen Traubenaugen und schneeweißen Zähnen stellt seinen Gerlo vor uns hin: „It haben sie alle gestohlen, nehmen Sie nur, es reuen mich gar nix!“ Ha, das läßt man sich nicht zweimal sagen. Auf unsern Vorschlag, uns als Winzerinnen zu engagieren, lacht er und neckt uns mit faulen Ausreden.



Winzern

Da erklingt plötzlich aus den Reben eine Stimme: „Bei ächt di Meitschi cho häffe, anstatt ander Lüt vo der Arbeit abz'ha!“

Hui, wir sind Feuer und Flamme. Unser Herz hüpfet vor Freude. Da sitzen um einen runden Winzertisch herum eine weißhaarige gemütliche Bernerin, ein Franzose, ein Zürcher, junge Tessiner und Tessinerinnen, wie eine große Familie. Wir werden sogleich eingegliedert und unterrichtet. Die Winzer schütten ganze Traubenberge auf den Tisch. Ein breiter Fahrreif schückt die Beeren vom Herunterkollern. Die schlechten Beeren werden herausgelesen und weggeworfen, die ganz schönen Trauben in einen besondern Korb sortiert, die allergrößten darf man sich und andern in den Mund stecken. Jeder sagt sich du und nennt sich beim Vornamen. Unser junger Winzer, der Sohn des Besitzers, der Azurro heißt, bringt mit jeder neuen Ladung ein

Scherzwort. Wir lachen, schmausen und arbeiten. So erzählt er uns, daß ihn gestern ein Fremder gefragt habe, wo die „Piazza tutti caputti“ sei. Nach angestrengtem Nachdenken sei ihm eingefallen, daß der gute Mann sich offenbar nach dem Friedhof erkundigte. Der Vater Azurros wägt auf der Straße mit den Händlern die Trauben ab. Die Wage besteht aus einer Eisentette, die um einen Holzstab geschlungen wird. Ich glaube, es



Am Quai von Lugano

ging nicht so genau zu. Der Vater, ein dicker Mann, der seine Hose mit einem Knoten auf dem Bauch festhält, befiehlt, schwagt und zankt sich mit den andern. Plötzlich mitten im Geschrei bricht der Stab und alle sehen ganz verdutzt den davonrollenden Früchten nach. Die komischen Gesichter bewirken bei uns einen ungezogenen Lachkrampf, den uns die Männer fast übelnehmen.

Das Stillstehen wird uns aber bald zu langweilig und mit großen Körben gehen wir auf die Traubenjagd. Am liebsten lesen wir die Trauben, die am höchsten in den Bäumen hängen, die man mit Leitern erklimmen muß. Zwischen den Weinstöcken steht in köstlicher Unbekümmertheit bald ein Birnbaum mit saftigen goldgelben Butterbirnen, bald ein ganz überladener Apfelbaum, an dem die Reben emporklettern. Alle diese Früchte sind uns erlaubt wie im Paradies. Auch ein Granatapfelbaum breitet seine Zweige aus, dessen Früchte einst unsere Armutter Eva betörten. Uns ist auch diese Frucht, die wir übrigens herzlich schlecht finden, und um derentwillen wir niemals gesündigt hätten, nicht verboten.

Wir singen, lachen und lesen, bis uns am Abend vorwichtige Regentropfen überraschen. Die schweren Körbe werden auf einen großen Karren gepackt, jedes von uns stülpt sich einen Sack über den Kopf, so daß wir aussehen wie Kohlenmänner, aber wie lachende, singende, glückliche Kohlenmänner. Neben uns schreiten mit schweren Bottichen die jungen starken Männer.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die ganze Winzerfamilie sich am Kaminfeuer der dunkeln Tessinerküche versammelt. Wir treten in eine kleine, saubere Küche mit zwei Tischen und Bänken um das Kamin herum, in dem schon ein Höllenfeuer knackt und prasselt. Unter den Bänken stehen in einer Reihe alte Zoccolis, im Kamin hängen eine Marroni- und eine Polentapfanne, Kellen, Rooste, Salamis, Maistolben, Feuerhaken, alte Strümpfe und nasse Hosen. Die Polentapfanne wird mit Wasser gefüllt und über das Feuer gehängt. Die Marronipfanne, eine Art Röstpflanze, mit einem Gitter statt einem Boden, und einer nassen Zeitung als Deckel, wird auf einen Dreifuß gestellt. Wir rutschen möglichst nah zum Kamin und strecken unsere nassen Füße zum Feuer. Jeder rührt ein wenig mit der Kelle im gelben Maisbrei, jeder schüttelt abwechselungsweise die heiße Marronipfanne, jeder will den roten Sauser in die Mostranobecher füllen. Mit so vielen Helfern muß ja das Mahl vortrefflich werden.

Bald knacken denn auch die Marronischalen, die Polenta wird in irdene Teller geschöpft, dazu trinken wir den süßigen

Traubenmost. Manch wunderliche Geschichte aus frühern Zeiten und auch Dorfklatsch wird erzählt. Langsam sinkt das Feuer in sich zusammen und in die rote Glut staunend, singen wir ein paar jener melodiosen, leicht sentimentalen Tessinerlieder; der Alte mit dem Knopf auf dem Bauch jodelt mit seiner schönen Bassstimme dazwischen. Wir werden noch durch das Haus geführt, am meisten entzückt uns ein kleiner Vorbau am obersten Stockwerk, eine Art Säulengang, weniger kunstvoll als jener bei der Madonna del Sasso, aber darum umso origineller. Er ist im Blau des Sees angemalt. Von hier sieht man über alle die eng zusammengeschachtelten Hausdächer, am schmalen, einfachen Kirchturm vorbei, hinunter auf den erleuchteten Strand von Locarno. Wie eine Kette von goldenen, glitzernden Schlingeln spiegeln sich die Lichter im See. Die Luft duftet von Trauben und frischer Erde. Stolz zeigt uns Azurro einen Mimosenbaum, der seine Zweige bis zur Veranda herauf treibt. Er ist hier eine Seltenheit, denn die andern in der Gegend sind alle erfroren. Nun beginnt er halb italienisch, halb deutsch, mit wachsender Begeisterung seine schöne Heimat im Frühlings-Blüthenstaub zu schildern. Wir sind ganz bezaubert und sehen uns schon zwischen blühenden Cameliensäulen wandeln, in Glycerinlaub, von Mimosen umrankt, auf den blauen See hinunterträumen.

Oh ja, wir werden wiederkommen, wenn Azurro uns einen Mimosenstrauch schicken wird, zum Zeichen dafür, daß die schöne Zeit angebrochen ist.

Zum Abschied wird uns ein Körbchen der allerschönsten Trauben in den Arm gedrückt, eine Belohnung dafür, daß wir den ganzen Tag nichts als genascht haben. Die Mutter, der Vater, alle Winzer nehmen einen sehr herzlichen Abschied von uns, und Azurro begleitet uns noch ein Stückchen.

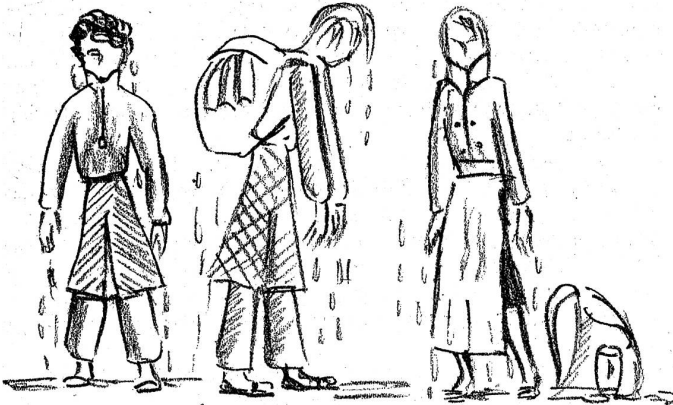
An einem schönen Aussichtspunkt reicht man sich die Hand. „A rivederci in primavera“, tönt es durch die Nacht. Auf der obern Schleife der Straße hebt sich plötzlich eine schwarze Silhouette gegen den dunkelblauen Himmel und eine frohe Stimme erklingt von oben: „l'inverno è passato . . .“ Wir stimmen vergnügt in das Lied mit ein und klappern bergabwärts. Immer leiser verklingt die Stimme, immer näher kommen wir unserm Heim. —

Regen, Regen, grauer Nebel . . . Auf einer Bank am Quai von Lugano sitzen drei Jammergestalten. Die elegante Welt geht naserrümpfend an ihnen vorbei. Die Kinder fürchten sich beinahe vor ihnen, denn sie wissen nicht, sind es Mumien, Mädchen oder Huben. Unter ihren Röcken gucken Trainerhosen hervor, sie sind eingewickelt in Pullover und Windjacken, die eine trägt eine Bademütze, die beiden andern haben, wahrscheinlich um die Knie trocken zu halten, Gummischürzen vorgebunden. Aber genau wie sich die Leute über uns drei nasse Budel lustig machen, so spötteln wir auch über sie. Hätten die, wie wir eine so kalte Nacht im Heu hinter sich, sie sähen noch ganz anders aus! Einmal über eine steile Hühnerleiter emporgeklettert, mußten wir wie bei einem Starenkästchen durch ein enges Schlupfloch hindurchkriechen, um zu unserm Heulager zu gelangen. Hier richteten wir uns ein warmes Bett ein, das allerdings alles andere als flach war. Gegen Morgen rutschten wir immer mehr dem Ausgang zu, bis Toni, die zu unterst schlief, plötzlich einen Schrei ausstieß. Krampfhaft hielt sie sich an Urli fest. Diese wiederum erfaßte verzweifelt mein Bein, und bei einem Strohalm wären wir alle drei in die Tiefe gerutscht.

Nun sitzen wir als drei Gerettete am Quai. Aber hier paßt uns gar nichts. Die Damen sind aufgeputzte Modepuppen, die Herren leere Kleiderständer, sogar die Stadt finden wir in unserm Mißmut kitschig wie Theaterkuliszen, den See grau und öd, den Salvatore schwarz und unheimlich. Da wir so schäbig aussehen, können wir uns nicht einmal in ein anständiges Teak-Room setzen. Ich besinne mich an ein Märchen, in dem ein armes Waislein seinen Geschwistern, als sie gar nichts mehr zu essen hatten, von einem Hochzeitsmahl der Zwerge erzählte. Zuletzt glaubten die hungrigen Kinder wirklich beim üppigen Mahle zu sitzen, und da sie so fest daran glaubten, kamen die Zwerglein und führten sie ins Märchenland. Nun begannen

auch wir zu wünschen. Alle drei ersehnten wir am meisten ein warmes Bad und ein schneeweißes Bett mit einem duftigen Nachthemden drauf. Nur über die Zusammenstellung des Mittagessens gehen unsere Wünsche auseinander. Zu meinem Ent-

Arrivée im Hotel.



setzen wünscht sich Toni „geschwellti Händöpfel“, ich aber ein knuspriges Wiener Schnitzel, und Ursi, die Verschwenderin, schwelgt in der Vorstellung von „suurem Mokka mit Chabis“. Als wir so mitten im Spinnen sind, kommt plötzlich eine feine, schwarze Dame auf mich zu, nimmt mich bei der Hand und fragt: „Ja,

bisch du nid ds Moni? Di Papa het mer scho vor e paar Tage gschriben, Du chömsch mi de nach Lugano cho bsueche.“ Beinahe falle ich der guten Seele um den Hals. Was, hier in Lugano gibt es wirklich Menschen, die sich nicht schämen uns zu kennen? Ja es gibt solche, und das sollten wir bald in hohem Maße erfahren!

Die gute Fee fragt nicht lange nach unserm Befinden, sie kann wohl alles aus unsern Schlottergestalten und Jammermienen ablesen. Wir wissen kaum, wie uns geschieht. Nach einer halben Stunde sind wir drei Märchenprinzessinnen in einem warmen Bad. Als wir uns in unserm reizenden Hotelzimmer wiedersehen, umarmen wir uns voll Rührung. So sauber, so frisch, so munter, so glücklich wie neugeboren sind wir auf einen Schlag!

Wir folgen der Aufforderung unserer Fee und stolzieren in den Speisesaal. Welch Entzücken, wie wir auf der Speisefarte Wiener Schnitzel, „suure Mokka“, ja sogar „geschwellti Händöpfel“ entdecken. Als nun die duftenden Platten vor uns stehen, wissen wir wirklich nicht, ist es Wahrheit oder ein Märchen. Es ist wohl gar ein wahres Märchen. Wir genießen so recht nach Herzenslust. Und so leben wir einen ganzen Tag im Märchenland, bis wir ermattet und glücklich wie Kinder in unsern weißen Kissen versinken.

So warf uns das Schicksal vom feuchten Heu in warme, feine Innenbetten, und von da wieder auf steinharte Strohsäcke. Ueberall klang uns aber, sei es von einem härtigen Straßenwischer oder einem eleganten Autoführer der Ruf: „Forza, Forza!“ aufmunternd entgegen, und wir werden diesen Ruf vielleicht nicht nur auf der Landstraße brauchen können, sondern auch im Leben. Forza allen Radfahrern, Forza allen Menschen, die sich plagen und abmühen! D. D.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Den ersten Strich durch die Rechnung machte Adda ihm durch das Verlangen nach einer ausgesprochenen Tätigkeit. Den zweiten Strich damit, daß sie trotz ihrer 22 Jahre sich noch immer nicht zu einer Heirat entschlossen hatte. Jetzt endlich nach vielen Körben schien dieser Mintheffer ein aussichtsreicher Bewerber zu werden. Da er staatlich angestellt war, im Winter in München, im Sommer hier in der Kurverwaltung, mochte man ihm seine Musik verzeihen. Für den alten Hierzel war Musik völlig unnötig auf der Welt. Er duldete sie nur, weil sie offenbar zum Wohlbehagen der Kurgäste gehörte. Und das Wohlbehagen der Kurgäste war eine Art Religion für Hierzel. Er persönlich hätte lieber für Adda einen Beamten oder einen Offizier gehabt. Aber mochte sie in Gottes Namen den Mintheffer nehmen. Der Mann hatte sein gutes Auskommen, war vernünftig und solide. Abgesehen von einem etwas genialen Haarschopf, den man ihm aber sicher noch abgewöhnen konnte, erinnerte er in nichts an andere „Lattstockfräßen“. Mintheffers größter Vorzug als Schwiegersohn war für Hierzel, daß Adda im Sommer hier im Orte bleiben konnte.

So hatte Hierzel sich schon alles zurechtgelegt, ehe noch Adda oder Mintheffer überhaupt eine Andeutung ihrer Zukunftspläne gemacht hatten.

Jetzt aber schlug die Sympathie des Majors für Mintheffer jäh ins Gegenteil um. Seine Tochter, sein Name, mitten in diesem Sensationsprozeß! Unerträglich zu denken!

„Nicht mehr ins Haus kommt mir dieser Kerl, dieser Mintheffer“, tobte er. „Was hatte er nötig, diesem Anwalt von dir zu erzählen. Und du bist auch so dumm und läßt dich ausfragen.“

„Ich hatte Rechtsanwalt Geninde gebeten, mich nicht als Zeugin zu benennen, Vater. Er wollte es auch nur für den äußersten Fall tun.“

„Da siehst du, was man von solchen Versprechungen zu halten hat. Was heißt hier „äußerster Fall“? Da könnte man ja die ganzen Lanzstundenbackfische geschlossen vorladen lassen und vor Gericht zitieren, wenn man Leumundszeugen haben wollte. Warum gerade ausgerechnet dich, frage ich. Schöne Liebe muß Mintheffer zu dir haben, daß er dich in aller Leute Mund bringt. Aber ich sage dir, aus ist's. Ich kenne den Herrn nur dienstlich. Und du auch! Verstanden?“

Adda antwortete nicht. Sie wußte, es war zwecklos, gegen die cholischen Zornesanfälle des Vaters anzugehen. Damit verdarb man mehr, als man helfen konnte. Aber weh tat es doch, daß der Vater zum erstenmal von Mintheffers Liebe zu ihr sprechen mußte im Zusammenhang mit dieser Geschichte. Bis her war der Name Mintheffer zwischen ihr und dem Vater noch niemals erörtert worden.

In Adda wuchs ein Zorn gegen Mintheffer empor. Sie hatte es Mintheffer deutlich genug gesagt, sie wünschte nicht hineingezogen zu werden in diese trübe und dunkle Affäre. Was mußte Mintheffer mehr gelten? Die Liebe zu ihr oder die Freundschaft zu diesem Geninde?

„Zu mir“, sagte sie sich trohig.

Wie war eigentlich Mintheffers Beziehung zu diesem Geninde, daß er sie gewissermaßen opferte? Einmal hatte doch Mintheffer von Genindes Ehe gesprochen? Annette? Sollte nicht Annette ihr ähnlich gesehen haben?

Ein Schreck flog über sie: da war der Zusammenhang. Thomas Mintheffers Entsetzen, als er von dem Mord an Annette Geninde hörte — nun wurde es ihr verständlich. Sein geradezu leidenschaftliches Bestreben, Geninde gefällig zu sein: nun hatte sie den Grund.

Der Kreis um den Fall Becker, in den sie jetzt hineingeschlossen war, vergrößerte sich. Innerhalb dieses Kreises stand nun auch Mintheffer und ihr selbst gegenüber als eine unbekannte Gefahr diese ermordete Annette Geninde. Hätte sie doch nur nicht gesprochen. Hätte sie doch die Bekanntschaft mit Becker in sich bewahrt. Aber ihr Entsetzen bei der Zeitungsnachricht über seine